Nr. 31 Leipzig, den 24. Juli 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post=Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr: Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Erntegedanken. 1 — Luther und die neutestamentliche Kritik: 1. Das Interesse der Frage; 2. Die Septemberbibel und die Vorreden — Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage — Das Hypnotisiren, ein Attentat auf die menschliche Freiheit — Aus Italien: Zurüstung auf das Jubiläum des Papstes; Jubiläumsausstellung im Vatikan; Die Heilsarmee in Rom; Italienische Preßfreiheit — Verschiedenes: Der geadelte Mord; Schriften über den Jesuitenorden; Belgien

Erntegedanken

1

Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte. Und wer da schneidet, der empfängt Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben, auf daß sich miteinander freuen, der da säet und der da schneidet. (Joh. 4, 35. 36.)

An diese Worte des Herrn Jesu werden wir in jetziger Zeit so oft erinnert, wenn wir durch unsre Fluren gehen, wo hier das Feld schon weiß zur Ernte ist, dort die vollen Aehren in der Sonnenglut diesem Endziel ihres kurzen Daseins entgegengehen.

Selbst von der eigentlichen Erntearbeit dürfen wir sagen, daß sie ihre Beziehung hat zum ewigen Leben. Der Ackerbau ist und bleibt doch die naturgemäßeste, selbstverständlichste Arbeit auch für einen Christenmenschen, eine Arbeit, die sich nicht überlebt, die immer wieder Freude und Nutzen schafft, wie das tägliche Brot, das sie gewinnen hilft. Kaum eine andre Arbeit unter allen denen, die im Schweiße des Angesichts verrichtet werden, läßt sich so mit gutem Gewissen, ohne Gefährdung des christlichen Fühlens und Denkens vollbringen, wie die Bestellung und Benutzung des Ackers. Finden wir noch irgendwo eine christliche Gemeinde, die der wünschenswerten Gestalt einigermaßen nahe kommt, in der alle, die dazu gehören, der Gemeinschaft auch wirklich angehören, wenn auch oft in großer Schwachheit, so ist es eine Bauerngemeinde. Jenes Strafurteil: Verflucht sei der Acker um deinetwillen! mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebelang (1. Mose 3, 17) — es war doch das Urteil des barmherzigen Gottes, der auch nicht strafen kann, ohne zu segnen, so lange die Gnadenzeit währt. Diese göttlichen Segensgedanken hat unser Heiland lebendig in sich gefühlt und hat durch seine heilige Rede den Ackerbau geadelt und geweiht, wie die christliche Ehe durch das heilige Gleichnis seines Apostels geadelt und geweiht worden ist. Das Natürliche wird nicht bloß mit dem Geistlichen verglichen, es soll mit dem Geistlichen in Beziehung gesetzt, es soll in den Dienst des Reiches Gottes gestellt werden. Der Bauersmann, es sei ein „großer" oder ein „kleiner," der seinen Acker bestellt und die Ernte einbringt in christlicher Glaubens- und Gebetsfreudigkeit, in Demut und Geduld, der das Gewonnene verwertet für seine in christlicher Zucht verbundene Hausgemeinde und zugleich mit einem warmen Herzen für die größeren und größten Gemeinden ringsum, darf sein ganzes Thun wohl betend und hoffend unter das Wort stellen: Er empfängt Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben. Gar verschwunden sind sie denn doch noch nicht, solche christliche Bauersleute.

Aber der Herr Jesus redet in jenen Worten nicht von der natürlichen Ernte. Vorher gehen die Worte: Sagt ihr nicht selbst: Es sind noch vier Monden, so kommt die Ernte? Er sieht mit leiblichen Augen ein geistliches Erntefeld vor sich, nämlich jene Samariter, welche, geführt von dem Weibe, durch die Felder auf ihn zukommen zum Jakobsbrunnen. Wunderbar schnell war die erste Bestellung jenes Ackers erfolgt; der Same war schon aufgegangen und versprach so schnell zu wachsen, daß man sich schon auf die Ernte freuen konnte. Und wirklich hat dort zu Lande eine Ernte des Reiches Gottes sehr bald stattgefunden (Apostelgesch. 8, 5—8). Mir tritt beim Lesen dieser Worte ein Gedanke immer am lebhaftesten entgegen: Der liebe Heiland hat auch einmal eine Freude gehabt. Man sieht gewissermaßen seine Augen strahlen, sein heiliges Antlitz verklärt und seine segnende Hand weit vorgestreckt, wenn wir ihn rufen hören: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld! Solche Freude ist ihm gar selten zu Teil geworden. Mühseliges Bestellen des unfruchtbaren Bodens, fortwährender Kampf wider allerlei Feinde der jungen Saat, endlose Geduld bei dem langsamen Wachstum auch auf den liebsten und besten Feldern, das sind die Erfahrungen seines Heilandslebens in der Erniedrigung zum allergrößten Teile. Bei diesem fröhlichen Rufe scheint das alles zurückzutreten: wir hören nichts von der sauern Mühsal der Arbeit, von dem Mangel an Arbeitern, von der Gefahr, welche die Frucht bedroht; wir hören nur den einen Klang von der Erntefreude im Reiche Gottes.

Und diese Freude hat uns unser Heiland vermacht, sie ist heute noch zu haben. Hebt nur eure Augen auf und seht! Das ist eine besondre Art des Sehens. Viele Augen sehen bloß, was schon in ihnen ist, und vermitteln dem verbitterten und mißmutigen Geiste die Freude erweckenden Bilder, die auch zu schauen sind, schon längst nicht mehr. Wir müssen lernen, über die Dinge wegzusehen, die im Wege liegen und uns den Mut benehmen; wie ist's dem gewaltigen Gott ein Kleines, sie wegzuschaffen, wenn es Zeit ist! Das Feld ist weiß zur Ernte, auch heute noch. Daß neben den vollen Aehren auch das Unkraut zu finden ist, das kann doch einen Nachfolger Christi nicht befremden. Daß mancher Acker aus der Ferne ebenso schön glänzt wie die andern, bei näherem Zusehen aber wenig Frucht zeigt und geringern Gehalt, das kann uns doch kein Grund sein, die Gabe Gottes verderben zu lassen. Nur schneiden! Wer da schneidet, der empfängt Lohn. Erntearbeit ist Freude, aber kein Kinderspiel. Kräftige Arme gehören dazu, wetterharte Leiber, die nur weichen, wenn Gott zum Weichen zwingt, sich aber vor der rauhen Morgenluft, vor gelegentlichen Regenschauern und Graupelwettern, vor der schwülen, ermattenden Luft des Mittags nicht fürchten. Wer da aushält, ist seines Lohnes sicher, und nicht bloß des ewigen Gnadenlohnes. Der Herr, der gesäet hat und heute noch säet, will sich mit denen freuen, die da schneiden. „Jesu, hier leid' ich mit dir; dort teil' deine Freud' mit mir!" ist gewiß ein notwendiges Gebet, aber wir dürfen auch bitten: Hier teil' deine Freud mit mir! und er thut's. Die Freuden der Heilsarbeit sind mit keinen andern zu vergleichen, so dauerhaft sind sie, wo sie einmal bescheert werden, so sehr bereichern sie sich immer selber. Wir denken an die Erstarkung christlicher Charaktere unter unsrer Obhut, an die gesegneten Thränen der Verirrten, deren Buße der Herr gewirkt, die wir haben ein=

ernten dürfen, an die lieblichen Früchte langentbehrten Friedens in den Einzelnen und unter den Einzelnen, an alle mögliche Arbeit des Reiches Gottes.

Und so soll jeder sich freuen können, auch der blödeste Christ. Der Herr Jesus macht's wie eine Mutter, die sich gleicherweise freut über die Kraftleistungen des erwachsenen Sohnes, wie über die schwankenden Gehversuche des kränkelnden Kleinsten, ja über die letzteren vielleicht mehr. Aber wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. B K

Luther und die neutestamentliche Kritik

Uebersicht: 1. Das Interesse der Frage. 2. Die Septemberbibel und die Vorreden. 3. Römisch-katholische Beurteilung der Vorreden. 4. Das Ergebnis für uns.

1. Das Interesse der Frage

In Nr. 13 dieses Blattes ist in den „Lesefrüchten aus Augustin, 3“ eine Frage gestreift worden, der gegenüber die Stellung vieler evangelischen Christen eine so unsichere ist, daß wir unsern Lesern es schuldig sind, den treffenden, aber doch nur andeutenden Worten des Verfassers jener Lesefrüchte eine eingehende Erörterung jener Frage folgen zu lassen.

Wer unter unsern Lesern hätte nicht schon von der neutestamentlichen Bibelkritik gehört? Einzelne Bücher des Neuen Testaments, so namentlich der zweite Petrusbrief und — allerdings unter größerem Widerspruch — die sogenannten Pastoralbriefe, d. h. die Briefe an Timotheus und Titus, gelten den meisten oder wenigstens sehr vielen wissenschaftlichen Theologen als unecht, d. h. nicht von den Verfassern herrührend, von denen sie selbst herstammen wollen. In Bezug auf andre neutestamentliche Schriften, welche selbst über ihren Verfasser nichts aussagen oder nur einen vieldeutigen Namen an der Stirn tragen, wird die Richtigkeit der kirchlichen Ueberlieferung bezweifelt.

So galt der ohne Verfassernamen überlieferte Hebräerbrief zu der Zeit, wo man ihn in die Sammlung der Schriften des Neuen Testaments (d. i. in den Kanon) aufnahm, für einen Brief des Apostels Paulus, während man ihn heutzutage auf protestantischer Seite fast allgemein dem Paulus abspricht. „Jakobus“- und „Judas“-Brief galten zu eben jener Zeit für Briefe der Apostel Jakobus und Judas; heute hält man entweder die nicht zum Kreise der zwölf Apostel gehörigen Brüder Jesu, Jakobus und Judas, für die Verfasser oder sonst unbekannte Männer desselben Namens aus späterer Zeit. Ebenso gilt das Matthäusevangelium der Mehrzahl der wissenschaftlichen Theologen nur als eine Bearbeitung einer Schrift des Apostels Matthäus, nicht mehr als ein Originalwerk desselben u. s. w.

Manche dieser Fragen werden den Laien gänzlich gleichgiltig sein. Welches besondre Interesse sollten sie an dem Verfasser des Hebräerbriefes nehmen oder an dem Streit der beiden Apostel Jakobus mit dem weit bekanntern Jakobus, dem Bruder Jesu (Apostelgesch. 15, Gal. 2) um die Autorschaft des Jakobusbriefes?

Doch schon die übrigen oben genannten Fragen haben ernstgesinnte Laien nachdenklich gemacht. Vollends ist das Mißtrauen gegenüber der Kritik gewachsen, seit von einzelnen Forschern den Zweifeln an der Echtheit neutestamentlicher Schriften oder an der Richtigkeit der kirchlichen Ueberlieferung über sie ein noch weiterer Spielraum gegeben worden ist. Gab es doch eine ganze theologische Schule — die um Ferd. Christian v. Baur (gest. 1861) sich scharende Tübinger Schule —, welche von allen neutestamentlichen Schriften nur den Römerbrief, die Korintherbriefe, den Galaterbrief und die Offenbarung Johannis als echt anerkannte. Und auch heute noch ist bei einzelnen Kritikern die Zahl der unbezweifelten neutestamentlichen Bücher eine nicht viel größere.

Der Streit über die Berechtigung solcher Kritik ist freilich zumeist auf die Kreise der Theologen beschränkt geblieben. Doch ist die Kunde davon vielfach auch in Laienkreise eingedrungen, auch wohl durch Theologen absichtlich hineingetragen worden, und hat dort beunruhigend gewirkt. Wohin soll das führen? so fragt man. Heißt es nicht das Fundament unsers evangelischen Glaubens der Zerbröckelung aussetzen, wenn man solche Zweifel duldet?

Diese Frage streifte der schon angezogene Augustinartikel. Wäre die Theorie richtig, so führte derselbe aus, derzufolge der göttliche Ursprung der heiligen Schrift eben dadurch oder auch dadurch festgestellt wird, daß man die unsern Kanon bildenden Schriften, eben als „apostolische Schriften“, zu begreifen sucht als integrirende Teile eines Ganzen, das in seiner wundervollen Harmonie den Stempel göttlicher Veranstaltung zur Schau trage, dann freilich wäre jeder Zweifel an dem apostolischen Ursprunge einer neutestamentlichen Schrift für den Glauben unerträglich; dann müßten wir gleich den Römischen, wenn auch aus andern Gründen, ein Interesse daran haben, die Irrtumslosigkeit der altkirchlichen Entscheidungen hinsichtlich des Kanons nachzuweisen. Doch jene Theorie ist weder sachlich noch historisch berechtigt. Sachlich nicht, weil sie den Glauben gefährdet, historisch nicht, weil sie ganz jungen Datums ist und geradezu der Stellung widerspricht, die Luther zum neutestamentlichen Kanon einahm.

Letztere in jenem Artikel nur angedeutete Thatsache verdient in unserm Blatte etwas genauer dargelegt zu werden. Luthers Stellung zu einer Frage ist freilich noch nicht entscheidend; allein kein evangelischer Christ wird des Gewichtes seiner Autorität sich entziehen können, sobald seine Stellungnahme als eine durch die evangelische Anschauung vom Christentum prinzipiell bedingte anerkannt werden muß.

---

2. Die Septemberbibel und die Vorreden

Luthers Stellung zum neutestamentlichen Kanon erkennt man vor allem aus seinem Neuen Testamente selbst. Auf unsre modernen Bibeln kann man freilich nicht verweisen; denn in ihnen fehlen nicht nur die für unsern Zweck unwichtigen Randbemerkungen Luthers, sondern auch seine Vorreden. Wir müssen eine der von Luther selbst besorgten Ausgaben zur Hand nehmen — am liebsten die berühmte „Septemberbibel,“ d. h. die im September 1522 erschienene erste Ausgabe. Das Aeußere dieser Septemberbibel darf uns diesmal nicht aufhalten. Es wird manchem unsrer Leser bekannt sein aus dem Faksimiledruck, der im Lutherjahre erschienen ist.*) Mit dem Inhalt aber möchte ich die Leser hier bekannt machen.

„Das Newe Testament Deutzsch Vuittemberg,“ so lautet der Titel. Auf Seite 3 bis 6 folgt eine Vorrede, deren Inhalt ihr Eingang charakterisiren mag: „Es wäre wohl recht und billig,**) daß dies Buch ohn alle Vorrede und fremden Namen ausginge und nur sein selbsteigen Namen führete. Aber dieweil durch manche wilde Deutung und Vorrede der Christen Sinn dahin vertrieben ist, daß man schier nicht mehr weiß, was Evangelium oder Gesetz, Neu oder Alt Testament heiße, fordert die Notdurft, ein Anzeichen und Vorrede zu stellen, damit der einfältige Mann aus seinem alten Wahn auf die rechte Bahn geführet und unterrichtet werde, was er in diesem Buch erwarten solle, auf daß er nicht Gebot und Gesetz suche, da er Evangelium und Verheißung Gottes suchen sollte.“ An die nun folgenden Ausführungen über Gesetz und Evangelium schließt sich

---

*) Deutsche Drucke älterer Zeit. In Nachbildungen herausgegeben von Professor W. Scherer. 1. Die Septemberbibel. Mit Einleitung von Professor J. Köstlin. Berlin, Grote, 1883. 447 Seiten; geb. 60 M. Leichter zugänglich sind die Vorreden in der Festschrift der Preußischen Hauptbibelgesellschaft: Dr. Martin Luthers Vorreden zur h. Schrift. Berlin 1883. 185 S.; 1,20 M. Die Sammlung ist allerdings nicht ganz vollständig.

**) In dem obigen Zitat sind ebenso wie in allen nachfolgenden die eigentlichen Wort- und Schreibformen der Septemberbibel nicht beibehalten. Doch sei hier, weil es die Leser interessiren wird, dies erste Zitat zugleich genau nach Luthers Text wiedergegeben: Es were wol recht und billich / das dis buch on alle vorrhede unnd frembden namen außgieng / unnd nur seyn selbs eygen namen und rede furete / Aber die weyl durch manche wilde deuttung und vorrhede / der Christen synn dahyn vertrieben ist / das man schier nit mehr weys / was Evangeli oder gesetz / new oder alt testament / heysse / fodert die nodburft eyn anzeygen und vorrede zu stellen, da mit der eynfelltige man / aus seynem allten wahn / auff die rechte ban gefuret und unterrichtet werde / was er ynn disem buch gewartten solle / auff das er nicht gepott unnd gesetze suche / da er Evangeli und verheyssung Gottis suchen sollt.

S. 7 ein neuer Abschnitt unter der Ueberschrift: „Welches die rechten und edelsten Bücher des Neuen Testamentes sind.“ Es verlohnt sich, diesen Abschnitt wörtlich zu zitiren.

„Aus diesem allen, so heißt es hier, kannst du nun recht urteilen unter allen Büchern und Unterschied nehmen (wir: machen), welches die besten sind. Denn nämlich ist Johannis Evangelion und St. Pauli Episteln, sonderlich die zu den Römern, und St. Peters erste Epistel der rechte Kern und Mark unter allen Büchern; welche auch billig die ersten sein sollen, und einem jeglichen Christen zu raten wäre, daß er dieselben am ersten und allermeisten lese und ihm durch täglich Lesen so gemein mache als das täglich Brod. Denn in diesen findest du nicht viel Werk und Wunderthaten Christi beschrieben; du findest aber gar meisterlich ausgestrichen, wie der Glaube an Christum Sünd, Tod und Hölle überwindet und das Leben, Gerechtigkeit und Seligkeit giebt — welches die rechte Art ist des Evangelii, wie du gehöret hast.

„Denn wo ich je der eins ermangeln sollte, der Werke oder der Predigt Christi, so wollte ich lieber der Werke, denn seiner Predigt ermangeln. Denn die Werke helfen mir nichts; aber seine Worte, die geben das Leben wie er selbst sagt (Joh. 5 [v. 51]). Weil nun Johannes gar wenig Werke von Christo, aber gar viel seiner Predigt schreibt, wiederum die drei andern Evangelisten viel seiner Werke, wenig seiner Worte beschreiben: ist Johannis Evangelium das einige, zarte, rechte Hauptevangelium und den andern dreien weit vorzuziehen und höher zu heben. Also auch St. Paulus und Petrus Episteln weit über die drei Evangelia, Matthäi, Marci und Lucä vorgehen.

„Summa: St. Johannis Evangelium und seine erste Epistel, St. Paulus Epistel, sonderlich die zu den Römern, Galatern und Ephesern, und St. Peters erste Epistel, das sind die Bücher, die Christum zeigen, und alles lehren, was dir zu wissen not und selig ist, ob du schon kein ander Buch noch Lehre nimmer sehest noch hörest. Darum ist St. Jakobs Epistel ein recht strohern Epistel gegen sie, denn sie doch kein evangelisch Art an ihr hat. Doch davon weiter in andern Vorreden.“

Danach folgt S. 8. ein Verzeichnis der neutestamentlichen Bücher. Selbst hier giebt es etwas zu beachten: die ersten dreiundzwanzig Bücher — dieselben, die noch jetzt an der gleichen Stelle stehen — sind numerirt; die letzten vier, die Epistel an die Hebräer, die Epistel Jakobi, die Epistel Judä und die Offenbarung Johannis, werden ohne Nummer aufgeführt und sind durch einen mehrzeiligen Zwischenraum von den dreiundzwanzig andern getrennt. Was bedeutete das? Die Anordnung der Bücher in den damaligen lateinischen Bibeln war eine etwas andre. Es stand — um von anderm zu schweigen — der Hebräerbrief, den man allgemein für paulinisch hielt, unmittelbar hinter den andern Paulusbriefen. Luther hielt ihn nicht für einen Brief des großen Heidenapostels, achtete ihn geringer als die eigentlich apostolischen Schriften, deshalb stellte er ihn mit den drei noch folgenden Stücken, die er gleichfalls nicht für apostolisch halten zu können meinte, an den Schluß; er rechnet diese Bücher eigentlich nicht mit zu den neutestamentlichen Büchern, läßt sie gewissermaßen einen Anhang bilden: daher bleiben sie unnumerirt. Den Beweis hierfür wird sich der Leser sogleich in Luthers eignen Worten suchen können.

Auf S. 9 beginnt sodann der Bibeltext und läuft ohne weitere Zwischenbemerkungen fort bis zum Ende der Apostelgeschichte. Auf dem innern Rande stehen — ebenso bei den folgenden Büchern — einige Parallelstellen vermerkt; auf dem äußern Rande finden sich nicht selten erläuternde Erklärungen Luthers (sogenannte „Glossen“). Dann folgen die Paulusbriefe. Jedem geht eine besondre Vorrede voraus, welche bald in kürzerer, bald in längerer Form den Inhalt des Briefes angiebt und bespricht. Die Vorrede zum Römerbrief ist unverhältnismäßig länger als die andren; denn weil dieser Brief das rechte Hauptstück des Neuen Testaments sei, so sagt Luther hier, wolle er seinen Dienst dazu thun und durch die Vorrede einen Eingang dazu bereiten, damit sie desto besser von jedermann verstanden werde. In dieser Vorrede findet sich das berühmte Wort: „Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebieret aus Gott und tötet den alten Adam, machet uns ganz andre Menschen von Herzen, Mut, Sinn und allen Kräften und bringet den Hl. Geist mit sich. O es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fraget auch nicht, ob gute Werke zu thun sind, sondern ehe man fraget, hat er sie gethan und ist immer im Thun. Wer aber nicht solche Werke thut, der ist ein glaubloser Mensch, tappet und siehet um sich nach dem Glauben und guten Werken und weiß weder was Glaube oder gute Werke sind, wäschet und schwatzet doch viel Wort vom Glauben und guten Werken. Glaube ist eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal drüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade macht fröhlich, trotzig (= unverzagt), lustig gegen Gott und alle Kreaturen, welches der Hl. Geist thut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird jedermann Gutes zu thun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden — Gott zu Liebe und Lob, der ihm solche Gnade erzeiget hat, also daß unmöglich ist, Werke vom Glauben scheiden, ja so unmöglich, als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden.“

Auf die paulinischen Briefe folgen die beiden Petrusbriefe, jeder mit einer den Inhalt angebenden Vorrede, darnach von einer gemeinsamen Vorrede eingeleitet die drei Johannesbriefe. Die Johannesbriefe schließen die Reihe der neutestamentlichen Hauptbücher. Es folgen die Schriften des Anhanges. Der Hebräerbrief ist durch eine Vorrede eingeleitet, welche dies ausdrücklich sagt: „Bisher haben wir die rechten gewissen Hauptbücher des Neuen Testaments gehabt. Diese vier nachfolgenden aber haben vor Zeiten ein ander Ansehen gehabt. Und aufs erst, daß diese Epistel an die Ebräer nicht S. Pauls noch einiges Apostels sei, beweiset sich dabei, daß im zweiten Kapitel (v. 3) stehet also: „Diese Lehre ist durch die, so es selbst von dem Herrn gehört haben, auf uns kommen und blieben. Damit wird es klar, daß er von den Aposteln redet als ein Jünger, auf den solche Lehre von den Aposteln kommen sei, vielleicht lange hernach.“ Darauf äußert Luther Bedenken gegen Kap. 6, 4—6. 10, 26 und 27 und 12, 17, lobt dann aber den Verfasser als einen trefflichen gelehrten Mann und schließt mit folgenden Worten: „Und ob er wohl nicht den Grund legt des Glaubens, wie er selbst zeuget Kap. 6 (v. 1) — welches der Apostel Amt ist (nämlich Grund zu legen) —, so bauet er doch fein darauf Gold, Silber, Edelsteine, wie St. Paulus 1. Kor. 3 (v. 12) sagt. Deshalben uns nicht hindern soll, ob vielleicht etwa Holz, Stroh oder Heu mit unter gemenget werde, sondern solche feine Lehre mit allen Ehren aufnehmen; ohn (= nur) daß man sie den apostolischen Episteln nicht allerdinge gleichen mag.... Wer sie aber geschrieben habe, ist unbewußt, will auch wohl unbewußt bleiben noch eine Weile; da liegt auch nichts an. Uns soll begnügen an der Lehre, die er so beständiglich aus und in der Schrift gründet, und gleich einen rechten feinen Griff und Maß zeiget, die Schrift zu lesen und zu handeln.“

Dem Hebräerbriefe folgt der Jakobusbrief und der Judasbrief. Die gemeinsame Vorrede zu beiden hat eine besondre Berühmtheit erlangt. „Diese Epistel S. Jakobi — so beginnt sie —, wiewohl sie von den Alten verworfen ist, lobe ich und halte sie doch für gut, darum daß sie gar kein Menschenlehre setzt und Gottes Gesetz hart treibet. Aber daß ich meine Meinung darauf stelle, doch ohn jedermanns Nachteil, achte ich sie für keines Apostels Schrift, und das ist meine Ursache“ ... Luther weist nun zuerst hin auf den Widerspruch, den er zwischen Jakob. 2 und Röm. 4 meint feststellen zu müssen, und macht dann darauf aufmerksam, daß der Brief von Christo so wenig sage. „Darinnen — so fährt er wörtlich fort — stimmen alle rechtschaffenen heiligen Bücher überein, daß sie allesamt Christum predigen und treiben. Auch ist das der rechte Prüfestein alle Bücher zu tadeln, wenn man siehet, ob sie Christum treiben oder nicht. . . . Was Christum nicht lehret, das ist auch nicht apostolisch, wenn's gleich St. Petrus oder Paulus lehret. Wiederum, was Christum prediget, das wäre apostolisch, wenn's gleich Judas, Hannas, Pilatus und Herodes

thät. . . . Aber dieser Jakobus thut nicht mehr, denn treibet zu dem Gesetz und seinen Werken und wirft so unordentlich eins ins andre, daß mich dünket, es sei irgend ein gut fromm Mann gewesen, der etliche Sprüche von der Apostel Jünger gefasset und also aufs Papier geworfen hat. . . . Summa: — so schließt der Abschnitt über Jakobus — er hat wollen denen wehren, die auf den Glauben ohn Werk sich verließen und ist der Sach mit Geist, Verstand und Worten zu schwach gewesen, und zerreißet die Schrift und widerstehet damit Paulo und aller Schrift, will's mit Gesetztreiben ausrichten, das die Apostel mit Reizen zur Liebe ausrichten. Darum will ich ihn nicht haben in meiner Bibel in der Zahl der rechten Hauptbücher, will aber niemand wehren, daß er ihn setze und habe wie es ihn gelüstet; denn viel guter Sprüche sonst darinnen sind."

Ueber den Judasbrief schließen sich dann wenige Worte an: „Die Epistel aber S. Judas kann niemand leugnen, daß sie ein Auszug oder Abschrift ist von St. Peters andrer Epistel, so derselbigen alle Wort fast gleich sind. Auch so redet er von den Aposteln als ein Jünger längst hernach und führet auch Sprüche und Geschicht, die in der Schrift nicht stehen. Welches auch die alten Väter beweget hat, diese Epistel aus der Hauptschrift (dem Kanon Neuen Testaments) zu werfen.... Darum, ob ich sie wohl preise, ist's doch eine unnötige Epistel unter die Hauptbücher zu rechnen, die des Glaubens Grund legen sollen."

Die schärfste Vorrede endlich ist die letzte, die Vorrede zur Offenbarung Johannis. Mit einigen Auslassungen mag sie hier folgen: „In diesem Buch der Offenbarung Johannis laß ich auch jedermann seines Sinnes walten; will niemand an mein Dünkel oder Urteil gebunden haben. Ich sage, was ich fühle. Mir mangelt an diesem Buche nicht einerlei, (so) daß ich (es) weder (für) apostolisch noch prophetisch halte. Aufs erste und allermeist, daß die Apostel nicht mit Gesichtern umgehen, sondern mit klaren, dürren Worten weissagen. Auch ist kein Prophet im Alten Testament, schweig im Neuen, der so gar durch und durch mit Gesichtern und Bildern handelt, daß ich's fast gleich bei mir achte dem vierten Buch Esras [dies ist eine wertlose erdichtete „Offenbarung," die in der lateinischen Bibel der Römischen als Anhang zum Neuen Testament gedruckt ist] und allerdings nicht spüren kann, daß es von dem Heiligen Geist gestellet sei. . . . Es haben auch viel der Väter dies Buch vorzeiten verworfen. . . . Endlich halt davon jedermann, was ihm sein Geist giebt. Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken, und ist mir die Ursach genug, daß Christus darinnen weder gelehrt noch erkannt wird, welches doch zu thun vor allen Dingen ein Apostel schuldig ist. . . . Darum bleibe ich bei den Büchern, die mir Christum hell und rein dargeben."

Das ist Luthers Neues Testament. L

Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage

Lange schon steht als drohende schwarze Wetterwand die soziale Frage am Horizont der Gegenwart. Ungewiß ist es, ob sie mit verheerendem Hagelschlag unsre Kulturwelt vernichten oder ob sie fruchtbaren Regen niedersendend das wirtschaftlich-ethische Gedeihen der Menschheit befördern wird. Darüber ist unversehens, vielen wie ein Gespenst aus vergangnen Zeiten, ein andres blauschwarzes Gewölke aufgestiegen: die konfessionelle Frage. Der alte Hader ist wieder neu geworden; die erste Jesuiteninvasion soll mit allen Mitteln erneuert, der evangelischen Kirche der geistige Vernichtungskrieg gemacht werden. Was Wunder, wenn sich beide Gewittermassen drängen, durchdringen, sich gegenseitig umso grellere Blitze entlocken.

Sobald sich im Jahre 1878 (Kaiserattentate) und 1881 (Zarenmord) furchtbare Blitze aus der einen Wetterwand lösten, begann auch die andre ihren Strahl zu entsenden. Jedes der Attentate hat Papst Leo XIII. mit einer Encyklika beantwortet, in welcher die Reformation, die Neuerung des sechzehnten Jahrhunderts, als Wurzel aller sozialistischen, anarchistischen und nihilistischen Theorien und Gefahren gebrandmarkt wurde und darauf mit süßer Sirenenstimme die Fürsten und Gewaltigen der Erde eingeladen wurden, sich dem Katholizismus, dem Felsen Petri zuzuwenden, damit dem Drachen der Revolution der Kopf zertreten werde und die paradiesischen Zustände vor dem großen Abfall, das goldene Mittelalter, da es noch keine soziale Frage gab, wiederkehren möchten. Zahlreiche katholische Nationalökonomen, Dilettanten und Fachmänner, sind der vom Papste ausgegebenen Parole sofort gefolgt und haben in zahlreichen Werken das Thema behandelt, daß alle Auswüchse der modernen Volkswirtschaft, Manchestertum und „kapitalistische Ausbeutung", wie Pauperismus, Massenelend und die revolutionären Bestrebungen der Arbeiter von der Reformation, vom Protestantismus verursacht seien, daß einzig und allein die katholische Kirche imstande sei, die soziale Frage zu lösen. Freilich müsse man, um der katholischen Kirche die Erreichung dieses glänzenden Zieles zu ermöglichen, alle staatlichen Schranken und Fesseln ihr abnehmen. Die „freie" Kirche erst werde das soziale Problem lösen können.

Angesichts dieser Bewegungen auf römisch-katholischem Gebiet darf die inhaltsreiche Schrift Uhlhorns: „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage," die wir im folgenden besprechen, allseitiges Interesse in Anspruch nehmen (Göttingen, 1887; 60 S.; 1 M.).

„Darüber kann sich heute niemand mehr täuschen [wie viele Protestanten geben sich leider noch immer dieser Täuschung hin!], daß der Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus nach einer scheinbaren Ruhepause wieder heftiger als je entbrannt ist," sagt Uhlhorn. Der sozialen Frage aber mißt er für diesen Kampf eine so hohe Bedeutung bei, daß er geradezu sagt: „Diejenige Kirche wird schließlich den Sieg behalten, welche zur Lösung der sozialen Frage am meisten beiträgt." Daß die Kirche einen hervorragenden Anteil an der Lösung der sozialen Frage habe, darin sind beide Teile einig. Worin aber die Aufgabe der Kirche bestehe, darüber herrscht in den feindlichen Lagern große Verschiedenheit der Meinungen.

Man kann die von Uhlhorn eingehend geschilderten sozialwirtschaftlichen Bestrebungen der römischen Kirche unter vier verschiedene Gesichtspunkte bringen. Die agrarisch-konservative Richtung der katholischen Sozialpolitik wird zwar von verschiedenen Seiten als Interessenvertretung angefochten. Allein es ist, auch nach Fürst Bismarcks Urteil, ein wirkliches Verdienst dieser Richtung, daß sie Verständnis für die Bedeutung der Landwirtschaft im Volksorganismus zeigt und zur Konservirung des so wichtigen deutschen Bauernstandes nach Kräften mitzuhelfen sucht. Die hierarchische Richtung glaubt alle staatlichen und sozialen Angelegenheiten am besten besorgt, wenn sie durchaus unter klerikale Bevormundung gestellt sind. Diese Richtung bemüht sich vor allem, durch unzählige Vereinsgründungen, welche durchweg unter klerikaler Leitung stehen, das Volk völlig unter den klerikalen Einfluß zu bringen und der Sozialdemokratie zu entziehen. Ist nun schon an sich der Zweck dieser Vereinsbildungen mehr ein hierarchischer, als ein uneigennützig sozialer, so sind die Mittel, durch welche in solchen klerikalen Vereinen die Arbeiter bearbeitet werden, sehr häufig nur zu nahe verwandt mit den Mitteln des angeblich bekämpften Sozialismus selbst. Diese dritte Schattierung katholischer Sozialpolitik, welche wir einfach die sozialistische nennen können, schildert die Mißstände der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse mit den grellsten Farben, redet von der kapitalistischen Ausbeutung, hält den Regierungen in demagogischem Ton ihre Versäumnisse vor, und stellt ihnen in allernächster Zeit den Zusammenbruch der bestehenden Verhältnisse in sichere Aussicht, schürt den Klassenhaß, rechnet mit dem Zusammenbruch der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse wie mit einer mit Sicherheit in kürzester Zeit zu erwartenden Thatsache, verherrlicht geradezu die Revolution, entfesselt also genau so, wie der revolutionäre Sozialismus, die niedrigen Instinkte der Menge, um diese zu beherrschen. Dieser katholische Sozialismus hält die unläugbaren großen Schäden der jetzigen Wirtschaftsordnung für notwendige Folgen derselben, für unabänderlich mit ihr verknüpft und begegnet sich in diesem Pes-

simismus mit der Sozialdemokratie ebenso, wie in der übertriebenen und schonungslosen öffentlichen Kritik. Auseinander gehen die beiden Brüder aber darin, daß nach dem Zusammenbruch der Gegenwart der profane Sozialismus den Zukunftsstaat errichten, der katholische die mittelalterlichen Zustände wieder herstellen will. Und das ist das Bezeichnende der vierten Richtung katholischer Sozialpolitik: die romantische Verherrlichung vergangener mittelalterlicher Zustände. Sie hat einen reaktionären, repressiven Charakter. Perrin, der Nationalökonom von Löwen, weiß in seinem Werk De la richesse nicht viel andre Vorschläge zu machen, als Einschränkung des Erwerbstriebs, der ihm nur als „Selbstsucht" bekannt zu sein scheint, und Entsagung als höchste, ja einzige Tugend. Daher verspricht er sich auch von der möglichst zahlreichen Vermehrung der Klöster wegen ihres vorbildlichen Beispieles der Keuschheit, Enthaltsamkeit u. s. w. die größten Erfolge für die Behebung der sozialen Mißstände des zu großen Bevölkerungszuwachses. Wie stimmt nun damit, daß Belgien mit mehr als 30000 Klerikern und Ordensleuten das bevölkertste Land Europas und zugleich wohl das der größten sozialen Mißstände ist? Hitze, ein andrer römisch-katholischer Sozialreformer, will zur Hebung des Handwerks die fabrikmäßige Arbeit einschränken, für gewisse Produkte ganz verbieten, die Bannmeile wieder einführen u. s. w. Die Münchener Historisch-politischen Blätter gar wollen vor allem die Produktion eingeschränkt wissen. Dann sollen sich Mäßigkeitsvereine bilden, deren Mitglieder sich verpflichten, kein Fabrikat zu kaufen, welches nicht zur Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses notwendig ist, kein Hausgerät, kein Kleidungsstück zu kaufen, das bloß zur Zierde dient. Das dadurch ersparte Geld soll zur Vermehrung klösterlicher Institute verwendet werden, welche ihrerseits dazu dienen, die Vermehrung der Bevölkerung aufzuhalten.

Diese Absonderlichkeiten wie die Gegnerschaft der römisch-katholischen Sozialpolitik gegen die bestehenden Wirtschaftsverhältnisse überhaupt erklären sich, wenn man die wirtschaftlichen Grundideen des Mittelalters ins Auge faßt. Das weltliche, thätige, wirtschaftliche wie politische Leben bildet nach der mittelalterlich kirchlichen Anschauung eine niedere Sphäre der Unvollkommenheit neben dem vollkommenen, beschaulichen Leben der Priester und Mönche. Besser wäre es, alle Menschen könnten im Kloster sich der Askese und Betrachtung widmen. Aber die gemeine Not zwingt zur Arbeit, zum Erwerb. Die Arbeit ist also nicht durch sich selbst als praktische Sittlichkeit gewürdigt, sondern sie ist leidige Notwendigkeit, höchstens als Mittel der Askese, als Kasteiung von Wert. Der Erwerbstrieb, sobald er über das absolut Notwendige hinausgeht, ist Sünde. Ebenso das Eigentum. Denn der ursprünglich vollkommene Zustand war der des gemeinsamen Eigentums. Kein Eigentum zu haben, wie die Mönche, steht sittlich höher. Zinsnehmen ist Todsünde. Das ist der wirtschaftliche Katechismus der Päpste, vor allem des Thomas von Aquino, welchen Leo XIII. als Lehrer der Christenheit aufs neue proklamirt hat. Luther hat diesen ethisch-wirtschaftlichen Dualismus durchbrochen und die Berufsarbeit in ihr ideales sittliches Recht, in ihre Würde eingesetzt. Es giebt eine große Zahl von Aussprüchen Luthers, in welchen er dem Mönchsideal die unscheinbarste „profane" Berufsarbeit des Knechts, der Magd als das Bessere, Höhere, Gott Wohlgefällige gegenüberstellt, wo er die Familienpflichten dem geträumten „engelgleichen" Mönchsleben als Gottesgebot entgegenhält. Luther hat, wie Uhlhorn mit Recht sagt, das Erwerbs- und Arbeitsleben entprofanisirt. Und erst zufolge dieser reformatorischen Befreiung konnte sich das Erwerbsleben zu seiner heutigen Höhe entwickeln.

Unfreiwillig und unwillkürlich geben die katholischen Sozialpolitiker selbst zu, daß die Reformation die Quelle der heutigen Wirtschaftsentwicklung ist. Denn wenn man für den Liberalismus, für das Manchestertum, für den Sozialismus, wie auch der Papst es thut, den Protestantismus verantwortlich macht, ebenso wie für die von den Päpsten verfluchte Gewissensfreiheit und die sonstigen liberalen Ideen, so heißt das nichts andres als: die moderne Zeit mit ihren Licht- und Schattenseiten ist eine Frucht der Reformation. Wäre es auf das Papsttum angekommen, so hätte es die Völker noch lange in derselben politischen, sozialen und geistigen Unmündigkeit erhalten. Dank der Reformation ist der Entwicklungsgang der europäischen Menschheit seit drei Jahrhunderten ein rascherer gewesen, als vorher in einem ganzen Jahrtausend.

Je riesiger nun aber das wirtschaftliche Leben herangewachsen ist, umso schwieriger ist es, diese Millionen von Menschen zu organisiren. Die mittelalterlich romantischen katholischen Sozialpolitiker halten uns das Ideal der alten Reichsstädte mit ihren Zunftordnungen vor. Sie vergessen nur, daß jene aus dem romantischen Nebel der Jahrhunderte herüberschimmernden Städteordnungen sich zur jetzigen Staaten- und Weltwirtschaft verhalten, wie der winzige Keim zum ausgewachsenen Baum, daß die Aufgabe, ein Vierzig-Millionen-Volk wirtschaftlich zu organisiren, sich gar nicht vergleichen läßt mit der Stadtordnung einer kleinern Mittelstadt. (Frankfurt a. M. zählte am Ausgange des Mittelalters 8- bis 10000 Bewohner.) Nein, es gilt gegenüber diesen sittlich-wirtschaftlichen Schwierigkeiten neue Wege zu finden. Und dieser Aufgabe gegenüber darf sich die protestantische Kirche keineswegs gleichgiltig verhalten. Man darf insbesondre nicht etwa mit den Kulturfanatikern die prekäre Lage der handarbeitenden Klassen als etwas selbstverständliches, als etwas fatalistisch Gegebenes, Unabänderliches hinnehmen. Bei allem berechtigten Vertrauen zu der modernen wirtschaftlichen Entwickelung dürfen wir die ihr anhaftenden großen Mißstände ja nicht verkennen.

Was ist nun aber die besondre Aufgabe der evangelischen Kirche gegenüber der sozialen Frage?

Sie hat nicht in ähnlicher Weise Sozialpolitik zu treiben, wie es die katholische Kirche als ihre Aufgabe ansieht. Das Christentum schreibt kein besondres sozialethisches, nationalökonomisches System vor. Wie man auch kein politisches System als biblisch mit besonderm Rechte in Anspruch nehmen kann, vielmehr in jeder politischen Form christlich-ethische Grundsätze festgehalten werden müssen, so kann man nicht mit Pastor Todt ein eigenes nationalökonomisches System aus der Bibel heraus konstruiren, ohne ihr Gewalt anzuthun. Die evangelische Kirche soll mehr thun: sie soll die sittliche Kraft im Volke erzeugen, welche nötig ist, um dasselbe auf eine wirtschaftlich höhere Stufe emporzuheben. Das Wort des Bischofs von Ketteler, des ersten unter den modern katholischen Sozialreformern in Deutschland: „Lasset uns erst wahre Christen sein, und die soziale Frage wird gelöst sein," beruht auf einer weitverbreiteten Täuschung. Der durch das Christentum erarbeitete Fonds von Volkssittlichkeit ist die absolut notwendige Grundlage, auf welcher eine gute Nationalökonomie gesunde wirtschaftliche Verhältnisse aufbaut. Aber auch nur die Grundlage. Die Arbeit der Nationalökonomie, der Gesetzgebung, Verwaltung und Organisation selbst ist Sache der dazu berufenen Faktoren, nicht aber der Kirche. Nicht umsonst hat die Reformation dem status politicus, die politische, gesellschaftliche und ökonomische Ordnung selbständig neben den status ecclesiasticus, neben die kirchlichen Faktoren, welche Predigt und Sakrament verwalten, hingestellt. Diese Emanzipation der staatlichen und wirtschaftlichen Sphäre soll nicht durch sozialpolitisches Uebergreifen der Kirche über ihr Gebiet wieder in Frage gestellt werden.

So erklärt sich Uhlhorn bei aller warmen Anerkennung der Motive gegen die sozialpolitische Thätigkeit Stöckers. Er verspricht sich ferner keinerlei Frucht weder für die Kirche noch für die soziale Umgestaltung des Volkslebens von den jetzt viel geforderten kirchenregimentlichen und Verfassungsänderungen in den evangelischen Kirchen und sagt sehr treffend: Jedes Kirchenregiment ist recht, sobald es die notwendige Zahl von Kirchen und Pastoren schafft. Nicht in Kirchenregiment und Synoden pulsirt das christliche Leben, sondern in der Gemeinde, die mit ihrem Pastor verbunden ist. Wie mangelhaft dieses Gemeindeleben nun aber daneben ist, das zeigt sich am erschreckendsten in den Monstregemeinden der großen Städte, die gar keine Gemeinden mehr sind und unbedingt auf die richtige Seelenzahl zurückgebracht werden müssen. Das zeigt sich aber ferner in der Kirchenentfremdung der Massen, denen der Sozialismus geradezu eine neue Religion geworden ist und der sozialistische enge Korps-

geist den mangelnden Gemeindezusammenschluß ersetzen muß. Wiedergewinnung dieser Massen, Belebung des christlichen Gemeindelebens durch die der Kirche anvertrauten normalen Mittel, durch möglichst intensives Zusammenwirken von Pfarrern und Gemeinden, das sind die einfachen, aber schwerwiegenden Mittel, welche Uhlhorn vorschlägt. Man sieht, von besonders in die Augen stechenden, extra erfundenen Mitteln, von nationalökonomisch-sozialpolitischem Dilettantismus keine Spur. Wer mit solchen Erwartungen an die Schrift herankommt, wird enttäuscht sein, wer aber eine gute, sachliche Erörterung dessen, was uns not ist, haben will, dem sei die Uhlhornsche Broschüre warm empfohlen.

Ein Moment scheint uns nicht genügend berücksichtigt zu sein. Wenn der Staat, so wie er auf reformatorischer Grundlage sich aufbaut, seine Pflicht erfüllt, so kann sich hier die Kirche und soll sich beschränken. Wo aber nicht, bei großen Lücken in der staatlichen Thätigkeit, da gilt auch uns das Wort von Jesu: „Ihn jammerte des Volkes." Da ist soziale Notorganisation durch die kirchlichen Faktoren nicht nur gerechtfertigt, sondern Pflicht. Man denke an die Kirche im heidnischen Staate, im Staate mit völligem Laissez-aller-Prinzip. Dem Einwande Uhlhorns, daß wir uns hiermit auf katholisches Gebiet herüber begeben würden, erwiedern wir: Der Unterschied zwischen uns und der katholischen Sozialpolitik ist der, daß wir, sobald sich ein Staat dann wieder seiner Pflicht erinnert und annimmt, unsre Notorganisationen im Staate aufgehen zu lassen bereit sind, daß aber der Katholizismus dieselben, ja im Grunde die ganze soziale Organisation der mittelalterlichen Jahrhunderte, selbständig und unbedingt festzuhalten beansprucht. Uebrigens hat diese Erwägung unserm deutschen Reiche wie den Bundesstaaten gegenüber Gott sei Dank! nur theoretisches Interesse. Th B

Das Hypnotisiren, ein Attentat auf die menschliche Freiheit

Es mehren sich die Fälle, daß selbst in den kleinsten Landstädten und in Dörfern von herumziehenden Gesellschaften Vorstellungen aus dem Gebiet des Hypnotismus ꝛc. gegeben werden. Beachtet man auch die Ankündigungen hierfür zunächst wenig, so hört man doch nachher Dinge erzählen, welche jedem Christen die Frage vorlegen: Beruhen die Berichte auf Thatsachen? Und was für eine Gewalt ist es, die sich im Hypnotismus kund giebt?

Um die Angelegenheit so zu sagen an ihrer Quelle zu studiren, besuchte ich gelegentlich eine Vorstellung des Hypnotiseurs Herrn Karl Hansen in Berlin. Abends gegen 8 Uhr füllte sich der geräumige Saal, meist von jüngeren Herren, unter ihnen viele Studirte; aber auch Damen hatten sich eingefunden. Als Herr Hansen auf der Bühne erschien, trat sofort Stille ein. In einem einleitenden Vortrage wies er darauf hin, wie die Wissenschaft am Hypnotismus eine Aufgabe habe, deren Lösung ihr vielleicht nie ganz, aber doch annähernd gelingen möchte. Darauf lud er diejenigen Herren und Damen, welche bereit wären, an sich selbst die Experimente anstellen zu lassen, ein, auf den Stühlen Platz zu nehmen, welche im erhöhten Raum der Bühne hingestellt waren. Dieselbe ward sofort im Sturm von jungen Herren genommen; die, welche keinen Platz mehr fanden, sprangen unter dem Lachen des amüsirten Publikums wieder herunter. Auch wenige Damen hatten Platz genommen. Die Herren waren junge Mediziner, Juristen, Kaufleute, welche nun unter der aufmerksamen Teilnahme der Zuschauer des Kommenden harrten.

Der Hypnotiseur übergab jetzt jedem auf der Bühne einen dunkeln Stein, in dessen Mitte sich ein heller Krystall befand, mit der Anweisung, unverwandt darauf hinzusehen. So saßen denn die Herren und die Damen, still und unverwandt auf den Stein in ihren Händen niederschauend, da, indessen eine feierliche Musik nach Wagnerscher Art die Sinne sehnsüchtig und andachtsvoll machte. Währenddem trat der Hypnotiseur an jeden auf seiner Bühne heran und strich mit seinen Händen über ihn hin, vom Kopf nach den Füßen zu, als umgäbe er ihn hierdurch mit einer unsichtbaren Macht, die seinen Händen entströmte. Wer nicht gewußt hätte, was das bedeute, hätte meinen können, hier eine religiöse segnende Handlung vor sich gehen zu sehen. Darauf kehrte der Hypnotiseur zu dem ersten zurück, legte ihm die eine Hand auf die obere Stirn, die andre an die Schläfe, und siehe, fest hangend an der aufgelegten Hand, hob an dieser sich der Bewährte in die Höhe, fast traumhaften Antlitzes nach oben schauend. Einige Schritte nun führte der Hypnotiseur ihn, riß dann seine Hand weg, und damit war der magnetische Strom unterbrochen; der traumhaft Gebundene hatte wieder seine Freiheit, er schüttelte sich ein wenig und setzte sich auf einen der Stühle, die für die bestimmt waren, welche sich heute als für den Hypnotismus empfänglich zeigten. Einige Herren nämlich verfielen, weil sie für die Einflüsse des Magnetismus überhaupt nicht oder nur gerade heute nicht empfänglich waren, nicht in den Zustand der Gebundenheit und kehrten unter dem Beifall der Zuschauer wieder auf ihre Plätze zurück.

Es begannen die Darstellungen an den empfänglich Gebundenen. Durch seinen Blick und durch Wiederholung der vorherigen Berührungen nahm der Hypnotiseur einen nach dem andern in seine Gewalt und führte ihn in die Mitte der Bühne. Nun sah man die merkwürdigsten Vorgänge. Ein Herr drehte sich wie ein Kreisel unter der aufgelegten Hand des Hypnotiseurs, die sich selbst leicht in die Runde bewegte. Ein andrer sollte seinen Namen nennen: er vermochte es nicht. Auf das Gebot seines Meisters öffnete er den Mund weit, steckte die Zunge heraus; trotz seiner Bemühungen, beides wieder in die rechte Stellung zu bringen, war er's nicht imstande: der Wille des Hypnotiseurs hinderte ihn daran. Ein dritter glaubte auf Kommando, er stehe an einem Waschtisch und rieb in höchster Eile seinen Kopf, Hals, Nacken, kniete auf Befehl nieder, um das Geschäft in dieser Stellung fortzusetzen; dann mußte er sich schütteln, daß Manschetten und Rock ihm abflogen; seinen Rock versuchte er auf Geheiß als Beinkleid anzuziehen. Endlich durchbrach der Meister den magnetischen Strom über seinem Jünger, indem er mit seinen Händen über ihn wegriß, und frei setzte sich derselbe wieder neben die andern. Eines seiner Opfer holte der Hypnotiseur jetzt hervor, gab ihm ein Glas Wasser mit der Bemerkung, es sei Champagner: der Mann trank und schmeckte, als ob die Schaumperlen ihm auf der Zunge zergingen. Auf das Wort: es sei Tinte, spie er den folgenden Schluck aus, auf die Rede: es sei Gift, ließ er das Glas fallen. Drei Herren wurde geboten, Ratten tot zu schlagen; mit Stöcken schlugen sie nach denselben, die sie sich wider ihren Willen vorstellten; einer von den dicken Stöcken brach unter den kommandirten starken Hieben entzwei. Im magnetisirten Zustande standen vier andre Herren mit feierlich erhobenen Händen da, so lange, daß ein nüchterner Mann längst die Arme hätte sinken lassen müssen — sie konnten und durften es aber nicht; dann mußten sie mit einander tanzen. Ein Herr von vornehmer Erscheinung zappelte auf das Gebot seines Meisters mit allen Gliedern. Unwiderstehlich angezogen liefen andre mit ausgestrecktem Arm dem Hypnotiseur nach; obgleich sie wollten, konnten sie sich doch nicht zurückhalten. Ja, es wurde erzählt, wie jemand, der fest versichert hatte, er würde nie beten, im hypnotisirten Zustande auf den Knieen ein Gebet trotz seines innern Aergers darüber nachsprach. Ein beliebig herausgegriffener Herr mußte in einer ihm ganz fremden Sprache Sätze nachsprechen; er that's geläufig mit völlig fremdländischer Aussprache. Die Erinnerung an sein eignes Leben hatte dieser vergessen müssen, hingegen erzählte er, nachdem ihm für eine Weile seine Freiheit wieder gegeben und er darauf von neuem hypnotisirt worden war, alles, was er vorhin im hypnotischen Zustande gethan hatte.

Dem Gelingen der Experimente klatschte das Publikum jedesmal Beifall. Indessen nicht alle; meine beiden Nachbarn, Studenten, die ihre Freunde auf der Bühne mißhandelt sahen, empörten sich mit mir immer mehr über die Entwürdigung der menschlichen Natur, von der wir Zeuge sein mußten. Namentlich jammerte uns der Anblick, als drei schön gebaute Jünglinge mit den Hinterköpfen an einander geschweißt sich wie ein unglückseliger Knäuel auf der Bühne herumdrehten, während andre vor Bewunderung staunten. Einer magnetisirten Dame redete der Hypnotiseur vor: ein armes Kinde stünde vor ihr; auf seinen

Willen zog sie ihr Armband ab und gab's dem Saaldiener als dem vermeintlichen Kinde, streichelte ihn auch im Mitgefühl. Eine andre Dame mußte einen Herrn als Bräutigam ansehen, ihm ein Bouquett winden und überreichen; darnach setzte sie sich nach Geheiß auf einen Stuhl, den sie als Pferd ansah und dessen Lehne sie als den Hals des Pferdes streichelte; ein Herr wurde in denselben Wahn versetzt, und beide ritten mit den Stühlen auf der Bühne als im Tiergarten, schlugen auch mit Gerten den Stühlen als den lässigen Pferden an die Beine. Die Höhe der Verwunderung aber erreichte es, als der Hypnotiseur einem seiner geistig Gefangenen sagte, nach vier Minuten solle er einen Stuhl auf den Kopf nehmen und denselben viermal auf der Bühne umhertragen. Nachdem er ihm den Befehl gegeben, schlug der Hypnotiseur den magnetischen Strom mit seinem Taschentuch durch: der Hypnotisirte war wieder völlig Herr seiner selbst, setzte sich nach seinem Belieben auf irgend einen Stuhl und schaute gleich jedem andern freien Menschen um sich her. Aber pünktlich nach vier Minuten erhob er sich in unwiderstehlicher Gebundenheit, nahm fast traumhaften Antlitzes den Stuhl auf den Kopf, ging viermal auf der Bühne umher — dann war er wieder frei. Herr Hansen sagte, bis auf zwei Monate habe man schon die Ausführung der im hypnotischen Zustande gegebenen Befehle hinausgeschoben: nach diesem Zeitraume sei der Betreffende seiner Selbstbestimmung verlustig gegangen und habe den Auftrag ausgeführt. Ja, Herr Hansen sprach dem Hypnotismus eine weitere geistige Macht zu: in Paris habe man eine lüderliche Person dadurch gebessert, daß man ihr im hypnotischen Zustande wiederholt Anweisungen, Gutes zu thun, gegeben habe; sie habe dann, allerdings in vorgerückterem Alter, ihren Lebenswandel geändert und sei Krankenpflegerin geworden!

Es gehörte, wie schon gesagt, jedesmal eine bestimmte Willensthat seitens des Hypnotiseurs dazu, um den von ihm Gebundenen frei zu geben. Wollte der Hypnotisirte aber nicht schnell genug die ihm gewordenen Befehle ausführen, dann blies sein Gebieter ihn stark an, oder er ergoß durch seine Hand neue magnetische Kraft auf den geistig und seelisch Gebundenen von dessen Kopf bis zu seinen Füßen. Die Hypnotisirten merken die Tage nach den an ihnen vollzogenen Experimenten eine starke Abspannung des Geistes und des Körpers.

Mir war die Sache so wichtig, daß ich Herrn Hansen nachher um eine Unterredung bat, die er mir trotz seiner Ermüdung aufs freundlichste gewährte. Das Ergebnis derselben war dies, daß ich ihm erklärte, ich würde ihn bez. seine Kunst vom Standpunkte der heiligen Schrift aus angreifen. In ritterlicher Weise nahm er es an, und kamen wir überein, den Kampf als evangelische Christen zu führen, d. h. ernst in der Sache, aber ohne Bitterkeit, wollten auch einen gelegentlichen persönlichen Ausfall mit Vergnügen einander vergelten.

Die erzählten Experimente zeigen uns, wie der Wille der Hypnotisirten völlig gebunden ist: es werden ihnen falsche Vorstellungen beigebracht, ihr Gedächtnis ausgelöscht, sie lassen sich widerstandslos zu Thaten nötigen, die sie sonst nicht thun würden oder vollbringen könnten; ja selbst Aufträge nach bestimmter Frist auszuführen, wird ihnen als ein unentrinnbares Gebot auferlegt. Wie haben wir uns das zu erklären? wie haben wir es zu beurteilen?

Gehen wir von solchem aus, das uns bekannt ist. Es ist uns Menschen gegeben, Einfluß aufeinander auszuüben: der Befehl des Vorgesetzten regiert den Untergebenen; aus Liebe verfolgt einer des andern Spur; im Vertrauen glaubt man einander und überzeugt sich nachher durch die eigne Erfahrung; zur gemeinschaftlichen Freude verbindet man sich: das alles ist wohlthätige göttliche Ordnung, die uns das menschliche Leben in der Mannichfaltigkeit seiner zarten Beziehungen wert macht. Zu solchen vorwiegend geistigen Einflüssen gesellen sich noch seelische von unsichtbarer, unausgesprochener Art: in der Nähe des einen Menschen fühlt man sich angefröstelt, zu einem andern hingegen näher hingezogen, sodaß man unwillkürlich auch räumlich an ihn herantritt; man kann ohne Worte, durch ein gewisses Entströmen des verborgenen Willens, jemanden räumlich von sich fernhalten — freilich ein taktloser Mensch ohne Gefühl bleibt von solchen Willensbezeigungen unbeeinflußt. Man kann auch eine seelische Kraft gewissermaßen von sich ausgehen lassen, einem andern die Ausführung eines Auftrages zu erleichtern, wie manche Lehrherren z. B. eine besondre Gabe haben, ihre Lehrlinge leicht in die Handgriffe hineinzuführen, wie manche Prediger ihren Zuhörern es dadurch erleichtern, daß sie ihnen sozusagen den Zugang zum Herzen eröffnen, während andre denselben verschließen. Die seelische Kraft kann selbst so stark sein, daß man wohl einem schamlosen Menschen eine Ohrfeige giebt, ohne Hände nur in der Gewalt der vom geistigen Zorn erregten Seele, sodaß jener sein Angesicht beschämt fühlt. Auch hier treten uns die dem Menschen von Gott verliehenen Kräfte entgegen, in denen zur geistigen Art derselben sich eine seelische gesellt, die ja unsichtbar, aber dennoch leiblich, seelisch, fühlbar ist. Man denke betreffs der Verbindung von Geistigem und Seelischem z. B. auch daran, wie es einem jungen Manne, der den Weg seiner Jugend mit Gottes Hilfe rein bewahrt hat, beim Anblick einer bestimmten Jungfrau durchs Herz geht: du solltest wohl meine Braut werden, und wie er mit Gewalt sich bezwingen muß, nicht willenlos hinter ihr herzugehen, sondern erst, wenn er seine von Gott ihm gegebene Stunde ersieht, vor sie hinzutreten.

Es können diese Kräfte aber auch gemißbraucht und verkehrt werden. Es giebt z. B. Pastoren, die predigen von Buße und Glauben in einer ergreifenden Weise, aber sie meinen dabei nicht Christum und die irrenden Seelen, sondern sich selbst; da fangen die, welche sich von solcher Predigt bezaubern lassen, an, für die Person des Pastors zu schwärmen, sie thun um seinetwillen viel gute Werke und führen geistliche Reden im Munde, aber bei aller Wandlung ihres äußerlichen Wesens sind ihre Herzen unverändert geblieben. Die englische Heilsarmee hat lasterhafte Menschen schnell und in Menge äußerlich zu andern Menschen gemacht — denn der Mensch liebt die Abwechslung —; aber die meisten von ihnen treiben dieselbe in andrer Form: statt der Wollust der Welt pflegen sie die Wollust der religiösen Gefühle; statt des Lärmens und Tobens in den Kneipen lieben sie es nun, in religiösen Versammlungen ihr Bedürfnis nach Lärm und Geschrei zu befriedigen; der Rausch ihrer schwärmerischen Hoffnungen ersetzt ihnen den Taumel der geistigen Getränke, und den frühern Zank und Streit setzen sie in Angriffen auf andre Leute und Länder fort. Ganz so, wie es bei uns in weniger auffälligen Formen da der Fall ist, wo statt der gesunden Lehre und des Gewissensernstes ein Genußchristentum gepflegt wird. Da handelt der Mensch ganz anders, als sein Herz für recht empfindet, sein Gewissen, sein Wille vorschreibt. Weiter: Wahnvorstellungen können in einem Menschen erzeugt werden z. B. durch einen Verführer, der uns in ihm selbst oder sonstwem einen ganz andern Menschen sehen läßt, als er ist; oder man kann durch öfteres Vorreden jemandem falsche Ueberzeugungen beibringen, selbst so weit, daß man ihm vorlügt, er habe das und das gesehen, und endlich glaubt's der Mensch, wenn er nicht wachsam ist, und legt auf Grund dessen ein unbewußt falsches Zeugnis vor Gericht ab. Ja, es vermag der Verführer, die Verführerin wohl durch einen einzigen Blick so zu treffen, daß sie ihr Opfer willenlos hinter sich herziehen und es Gott und Menschen vergißt unter ihrer schändlichen Nötigung. In diesem allen aber wäre es einem jeden möglich, sich loszureißen von den verderblichen Einflüssen durch das Gedenken an das, was er seinem Gott und Heiland, an das, was er seinen Eltern und Angehörigen, seiner Ehre und seinem Berufe schuldig ist.

Ein prinzipiell andres tritt uns im Hypnotismus entgegen. Durch das anhaltende Anschauen des Krystalls im dunkeln Stein wird eine Verwirrung der Sehkraft und damit der Geistesgegenwart bewirkt. Dies ist die Vorbereitung. Es wirkt alsdann vermöge des Magnetismus der Geist des einen auf den des andern in einer rein mechanischen, widergeistigen Weise, indem der Meister den Willen seines Jüngers bindet, d. h. den, der schwachen Willens ist, dem eignen Willen völlig und blindlings unterwirft, und den, der stärkern Willens ist, hindert, sein Wollen in die That umzusetzen, indem die körperlichen Organe einfach gehindert werden, etwas andres zu thun, als was

der Meister gestattet. Ja, es kann selbst gegen den Willen des Geistes und gegen die seelische Neigung der ganze Körper gezwungen werden, etwas zu thun. Im Widerstreite des Gemüts und des äußern Zwanges bleibt letzterer siegreich, weil durch den Magnetismus die Glieder gezwungen werden, wider den Willen des Geistes zu handeln. Und noch mehr: durch das Hypnotisiren können einem Menschen Wahnvorstellungen, kann ihm eine ganz falsche Erkenntnis eingeflößt werden, sodaß er gemäß dieser falschen Vorstellungen handelt. Damit hängt zusammen, daß der Hypnotisirte, wenn sein Bändiger will, seinen eignen Namen vergessen muß, von seinem ganzen eignen Leben nichts weiß, während er sich dessen erinnert, was er vorher im hypnotischen Zustande gethan hat; er führt also ein ganz fremdes Leben.

Die Gefährlichkeit dessen springt jedem in die Augen. Herrn Hansen muß jedoch unsrer Ueberzeugung gemäß das zuerkannt werden, daß er seine Kunst nur als ein harmloses Spiel treiben will. Es ist aber manchem bekannt, daß Christen wider ihren Willen durch Magnetiseure, die Kinder des Teufels sein wollten, in ihre Macht gezogen und Jahre lang aufs schändlichste gepeinigt wurden, bis sie endlich durch Gottes Eingreifen, der ihre Gebete erhörte, von der Macht jener satanischen Menschen erlöst wurden.

Indessen, man könnte sagen: alles, was uns zur Wohlthat gegeben ist, kann zur Zerstörung mißbraucht werden. Das Feuer, unser täglicher befreundeter Diener, wenn er in Schranken gehalten bleibt, wird, entfesselt, zum rasenden Zerstörer unsrer irdischen Wohnstätte. Daher müssen wir fragen: Ist die Kraft, die Kunst des Hypnotisirens ihrer Natur nach eine erlaubte, rechte, oder eine unerlaubte, des Menschen unwürdige?

Um dies zu beurteilen, gehen wir von dem Wesen, von der Bestimmung des Menschen selbst aus. Denjenigen, welchen es eine fremde Sache ist, das Wesen, die Bestimmung des Menschen in Christo zu suchen, der uns von der Macht der Sünde erlöst hat, möge in Erinnerung gebracht werden, daß der Apostel Paulus den Athenern das Wort des heidnischen Dichters vorhielt: „Wir sind göttlichen Geschlechts." Wie viel mehr sollen wir Christen daran festhalten, die wir in Christo das Licht unsers Lebens haben. In Bezug nun auf die uns vorliegende Angelegenheit können wir auf Grund der heiligen Schrift sagen: Unser Wesen, unsre Bestimmung ist die, daß wir Gottes Ebenbilder sein sollen. Dazu gehört, daß wir nach Gottes Vorbild die Gabe der Selbstbestimmung, der Willensfreiheit haben. Daher fehlt die rechte menschliche Art und Würde demjenigen, der sich willenlos von einem andern hinziehen, von ihm sich gebrauchen läßt; er ist kein Charakter. Wir verachten diejenigen nicht mit Unrecht, die sich fremde Vorstellungen und Ueberzeugungen aufdrängen lassen und darnach handeln, statt daß sie selbständig prüfen und darnach ihre Entschließungen richten. Und giebt sich jemand der Führung eines Menschen hin, der sich kein sittliches Anrecht auf ihn erworben hat, so sagen wir: der Mensch zerstört sich selbst, er geht unter. Das Ziel unsrer menschlichen Entwicklung ist vielmehr das, daß wir nicht aus äußerem Zwang, sondern in bewußter, erwählter Freiheit handeln, daß der Leib vermittels der Seele ein williges Organ unsers Geistes werde, daß Geist, Seele und Leib in Freiheit mit einander harmoniren. Und das ist die Erlösung, die Jesus Christus uns gebracht hat, daß er unsern Geist freimacht vom Irrtum und Seele und Leib freimacht von der Knechtschaft der Begierden, wenn auch erst in der Ewigkeit die Vollendung der Freiheit eintritt. Daß Leib und Seele aber einem solchen Zwang unterworfen, ja der Geist völlig umnachtet wird, wie es im Hypnotismus der Fall ist, widerspricht der menschlichen Freiheit, der gottverliehenen Selbstbestimmung, wie sie von den Heiden ersehnt, im Christentum erlangt ward. Zwar findet nach göttlichem Willen auch in den menschlichen Verhältnissen mancherlei Zwang statt: infolge der Sünde ist es möglich, daß Tyrannen ihre Mitmenschen zu Sklaven machen — dawider aber schreien wir zu Gott um Hilfe, und er erhört uns. Zwang findet ferner statt als Strafe, um den Mißbrauch der Freiheit zu ahnden und damit der Gestrafte in seiner Ohnmacht der Macht des Gesetzes gegenüber endlich sich beugen lerne vor dem höchsten Gesetzgeber. In dem Zwang der Strafe liegt also ein sittliches Moment. Ein solches ist aber der Macht, die im Hypnotismus ausgeübt wird, völlig fremd, ja sie ist das Gegenteil von allem sittlichem Wesen.

Das Hypnotisiren wird nämlich im besten Fall als harmloses Spiel getrieben. Hier muß man aber doch sagen, der Verstand, der Wille, das Gefühl des Menschen sind nicht da, um damit ein Spiel zu treiben; dazu sind diese Gaben des Menschen zu kostbar. Kinder mögen spielen mit den Füßen oder mit dem Haupthaar ihres Vaters nach Kinderart; wenn sie aber mit seinen Augen spielen wollen, so werden sie tüchtig auf die Finger geklopft. Und mit dem Verstande des Menschen darf man ebensowenig spielen als mit seiner Ehre, als mit seinem Leben, hier wird das Spiel zum Vergehen; ja es kann zum Verbrechen wider die göttliche und menschliche Ordnung führen. Das Hypnotisiren ist demgemäß im besten Fall ein des Menschen unwürdiges Thun, das wider Willen bald zum frevlen Spiel mit den edelsten Gütern des Menschen, mit seinem Willen, seiner Erkenntnis und seinem Gefühl werden kann. Es widerspricht der Stellung, die der Mensch vermöge seiner Willensfreiheit, seiner Selbstbestimmung in der Welt hat, ein Herr in derselben zu sein; er bringt sich selbst damit in Unordnung und demgemäß auch die ganze ihm dienende Welt: wie man nicht mit Feuer, nicht mit der Gewalt der Elektrizität am Menschen spielt, so darf man ohne verhängnisvolle Folgen auch mit dem Magnetismus und ähnlichen geheimnisvollen Kräften die höchsten Güter menschlichen Personlebens nicht gefährden.

Von den Zuständen, die durch das Hypnotisiren auch im sogenannten harmlosen Spiel hervorgerufen werden, bis zum Wahnsinn ist nur ein Schritt. Wer weiß, ob das, was heut noch bei ihm Spiel ist, nicht morgen zum dauernden Zustande bei ihm wird, oder — nach dem Gesetz des Verbundenseins der Menschen unter einander — bei einem andern. Schon melden die Zeitungen von bösen Exempeln. Des Jammers ist auf Erden schon genug: wollen wir ihn noch mutwillig vermehren?

Es tritt darum an uns alle die Aufforderung heran, gegen das Spiel mit dem Hypnotismus ernstlich zu protestiren um unsrer Freiheit, unsrer Ehre, unsrer Menschenrechte willen. Wie viel mehr um Christi willen, der gekommen ist und sich zum Opfer gegeben hat, um die Gebundenen frei zu machen und allerlei Last weg zu reißen.*) Th d l R

---

*) Die Münchener Allg. Zeitg. brachte jüngst einen Artikel über die strafrechtliche Bedeutung der hypnotischen Suggestionen. Der Verfasser, zweifellos selbst ein Jurist, meint, daß sowohl die Jurisprudenz als die Gesetzgebung in dieser Frage nicht müßig bleiben dürfen, und daß sie sich insbesondre drei Fragen werden beantworten müssen. Erstens: Wird die Willensfreiheit eines Menschen im Zustande der Hypnose aufgehoben, kann also ein dem Hypnotisirten suggerirtes Verbrechen, wenn er im hypnotischen oder posthypnotischen Zustande dasselbe wirklich verübt, ihm überhaupt oder in gleichem Maße wie dem Hypnotisirenden oder in welchem Maße kann es ihm zugerechnet werden? Zweitens: Reichen die Verbrechensdefinitionen und -Merkmale des heutigen Strafgesetzes für Verbrechen aus, die möglicherweise kraft hypnotischer Suggestionen begangen werden können? Drittens: Soll nicht der Staat die Ausübung des Hypnotisirens und die Freiheit, sich hypnotisiren zu lassen, beschränken?

Die erste Frage, sagt der Verfasser, ist bereits von der französischen Akademie eingehend diskutirt. Von der einen Seite (Naville) wurde die Ansicht vertreten, daß, da in der Hynose jede Willensfreiheit aufgehoben sei, ein dem Hypnotisirten suggerirtes Delikt lediglich dem Hypnotisirenden zur Last falle, der Hypnotisirte aber, als dessen willenloses Werkzeug, durchaus straflos bleiben müsse; von der andern Seite (Desjardins) wurde einerseits bestritten, daß die Hypnose die Willensfreiheit vollständig aufhebe, anderseits aber die Ansicht vertreten, die Willensfreiheit sei im modernen Rechtsleben etwas so Hohes und Unveräußerliches, daß jeder, der sich gleichwohl derselben entäußere, für alle Folgen einer solchen Entäußerung verantwortlich sein und also für Verbrechen, die er in freiwillig zugestandener Hypnose begehe, ebenso wie der Hypnotisirende, gestraft werden müsse. Vielleicht liegt indes das Richtige in der Mitte. Man soll vielleicht ein von dem Hypnotisirten begangenes und ihm suggerirtes Delikt nicht bloß an dem suggerirenden Hypnotisirenden strafen, aber man soll den Hypnotisirten weniger hart treffen als den Hypnotisirenden, man soll ihn, falls er sich nicht etwa, gerade um das Delikt zu begehen, hypnotisiren ließ — dann wäre er natürlich voll verantwortlich —, nicht für das willenlos von ihm begangene Delikt strafen, wohl aber dafür, daß er sich freiwillig in einen Zustand versetzen ließ, der ihn willenlos macht. Immer freilich, falls

durch Sachverständige nachgewiesen, daß er im konkreten Falle durch die Hypnose seine Willensfreiheit eingebüßt.

Was die zweite Frage angeht, so wird man zu erwägen haben, daß die im hypnotischen oder posthypnotischen Zustande begangenen Verbrechen oft so eigenartig sind, daß die Deliktsdefinitionen der vorhandenen Strafgesetze kaum Anwendung auf sie finden können. Nehmen wir den Fall, der Hypnotisirende entlocke dem mit seiner Zustimmung hypnotisirten Individuum entehrende Geständnisse: hier dürfte man mit den vorhandenen strafrechtlichen Normen schwerlich das Auslangen finden. Der Hypnotismus mit seinen Folgezuständen bietet also dem Kriminalisten unleugbar ganz neue Gesichtspunkte, und eine bedeutende juristische Autorität in Paris hat denn auch die hypnotischen Suggestionen als une lacune dans la loi bezeichnet.

Aeußerst praktisch ist die dritte Frage, wie sich der Staat, wie sich die Gesetzgebung zu den hypnotischen Experimenten im Allgemeinen zu stellen habe. Daß er dabei nicht gleichgiltig sein darf, ergiebt sich nicht bloß aus dem gemeingefährlichen Mißbrauch, der mit dem Hypnotismus getrieben werden kann, sondern auch aus der erwiesenen Thatsache, daß hypnotische Versuche in zahlreichen Fällen das Nervensystem des Hypnotisirten nicht nur gestört, sondern zerstört haben. Bekanntlich sind die öffentlichen hypnotischen „Vorstellungen“ bereits behördlich untersagt; aber damit kann unmöglich alles gethan sein, und wir schließen, ohne selbst bezügliche Vorschläge zu machen, mit der Mitteilung eines von Delacroix der französischen Legislative zu unterbreitenden Gesetzentwurfs mit folgendem Wortlaut: „Artikel 1. Niemand darf hypnotisiren, der nicht zur Ausübung der ärztlichen Praxis berechtigt ist, und auch dieser nur unter Assistenz eines zweiten Arztes und nicht ohne schriftliche Ermächtigung der zu hypnotisirenden Person. Oeffentliche hypnotische Vorstellungen, ausgenommen in autorisirten klinischen Schulen und Laboratorien, sind untersagt. Artikel 2. Die Uebertretung des im vorstehenden Artikel enthaltenen Verbotes wird mit Haft von 6 Tagen bis zu 2 Jahren und mit einer Geldstrafe von 16 bis zu 2000 Franks oder mit einer dieser beiden Strafen geahndet.“ D H

Aus Italien

(Zurüstung auf das Jubiläum des Papstes) Man rüstet sich in der römisch-katholischen Welt, vornehmlich in Rom, auf das fünfzigjährige Priesterjubiläum, oder wie der Italiener sonderbarerweise sagt, die goldne Hochzeit Leos XIII. Großes wird für den 1. Januar 1888 geplant: Pilgerfahrten zu dem Grabe der Apostelfürsten im Vatikan, Sammlung einer Jubelkollekte, vor allem aber eine Ausstellung im Vatikan „von allen Geschenken,“ wie es im Programme heißt, „die dem h. Vater von einer jeden Nation, einem jeden Lande der Welt dargebracht werden, wo sich das Kreuz erhebt; Geschenke jeglicher Gattung, welche die wertvollsten Kunst- und Industrieprodukte der verschiedenen Völker der Erde darstellen, eigens bestimmt für den religiösen Gebrauch.“ In den vatikanischen Räumen wird schon lange hierfür gezimmert, und ein besonderes Blatt erscheint seit Mai dieses Jahres, vor der Hand um Stimmung zu machen, dann um die ausgestellten Gegenstände zu veröffentlichen. Es verlohnt sich, einen Blick in die „Esposizione Vaticana“ zu werfen.

Das erste Blatt bringt selbstverständlich das Bild des römischen Pontifex, dieses Giganten, wie der Begleitartikel sagt. „Die Geschichte wird mit Begeisterung dies als ein Wunder der katholischen Kirche bezeichnen, daß sie es verstanden hat, auf ein Wunder von einem Pontifex einen andern folgen zu lassen, der noch gewaltiger und wunderbarer ist.“ Nicht der kleinste Ruhmestitel Leos ist es, „daß er die völlig zerstörte weltliche Macht binnen wenig Jahren moralisch derart wiederherzustellen wußte, daß heute die größten Denker ihn als einen faktisch wieder rehabilitirten anrufen. Und mit der Vermittlung für die Karolineninseln, mit der von dem Fürsten Bismarck in der Frage des Septennates nachgesuchten Intervention, erschloß er triumphirend den Weg zu jenem höchsten pontifikalen Schiedsrichteramte, welches der Wunsch aller Guten ist und die Höhe der wahren Bildung sein wird.“ Dann folgt u. a. die stattliche Liste der Kommissionsmitglieder: nur ein Deutscher ist darunter, der Fürst Löwenstein, und am Schlusse der ersten Nummer die Reproduktion eines „päpstlichen Bon.“ „Wenngleich nämlich der Peterspfennig für die Jubelmesse dem Budget des Vatikans von 1887 zugeschlagen wird, sollen doch die einzelnen Diözesen bei dem feierlichen Empfange der Wallfahrer von Januar bis Mai 1888 Gelegenheit haben, eine jede selbst durch ihren Bischof und die Deputation der Diözese vermittels der päpstlichen Bons ihre Gabe dem h. Vater zu überreichen. Darum sind Bons von 1000 Lire bis 10 L. (Franks, Mark, Pfund Sterling, Dollars) geschaffen.

Ich will auch die Beschreibung dieses Kassenbillets mit den Worten der Festschrift geben. „Auf der einen Seite sieht man in prächtigem Umrisse den Engel der Religion, welcher das Kreuz mit dem Namenszuge Jesu in die Höhe hebt; darunter liest man: Christus ist Sieger, Christus ist König, Christus ist Herrscher. In der Mitte das Wappen Leos XIII., von drei Engeln gehalten. Darunter die Erdkugel, über der das Kreuz schwebt, um auszudrücken: Das Kreuz steht fest, wenn der Erdkreis sich wandelt. Sodann eine Anspielung auf das heilige Meßopfer, wie es verkündet ist vom Propheten Maleachi; es ist die Sonne, die aufgeht und untergeht, die Weissagung aussprechend: Vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergange wird eine reine Opfergabe dargebracht, und darüber die kleinen Engel der Liebe, welche die Gabe tragen. Oben liest man: Priesterjubiläum des Höchsten Pontifex Leo XIII. In der Mitte: Gilt zehn (oder 25 u. s. w. bis 1000) Lire, dem Heiligen Vater Leo XIII. bei Gelegenheit seines Priesterjubiläums darzubringen, deponirt bei dem Staatssekretariate auf Rechnung der Diözese ...... Folgt Datum, Stempel, Unterschrift des Sekretariats, der Verwaltung der Güter des Heiligen Stuhles.“ Auf der Rückseite sind die fünf Hauptbasiliken Rom dargestellt; die Mitte ist umrahmt von Schilden mit dem Kelche des Glaubens, dem Anker der Hoffnung, dem Symbole der Liebe und Brüderlichkeit. Man rechnet auf mindestens eine Million Lire. Damit aber an der festlichen Stunde alle Länder rechtzeitig teilnehmen können, ist eine Zeittafel beigegeben, in der für die wichtigsten Städte der ganzen Welt Stunde und Minute angegeben sind, welche der römischen Zeit 7 Uhr 30 Min. des 1. Jan. 1888 entsprechen.

I F

(Jubiläumsausstellung im Vatikan) Die Vorbereitungen zur „Ausstellung“ im Vatikan schreiten rüstig weiter und wird die Eröffnung derselben mit dem Jubiläum des Papstes zusammenfallen. Fast täglich treffen große und kleine Kisten und Ballen aus aller Welt ein, und bereits hat sich das Ausstellungsgebäude, welches im Bereiche des vatikanischen Riesenpalastes errichtet ist, als zu klein erwiesen. Die eigentlichen Kostbarkeiten werden also in einem besondern Raum zu sehen sein, und hegt Leo XIII. die Absicht, bei dieser Gelegenheit auch den „Schatz“ des Vatikans zur Ausstellung zu bringen. Die Welt wird staunen; denn unter allen Fürsten-Palästen giebt es schwerlich einen, der mit den Schätzen des Vatikans sich messen könnte. Wir bemerken dabei, daß letzterer offiziell als Sacri Palazzi Apostolici bezeichnet wird. Wir wollen unter den Schätzen der „Apostolischen Paläste“ nur einiges nennen.

Obenan stehen vier kostbare Tiaren, also päpstliche dreifache Hüte, unter ihnen derjenige, welchen Pius IX. 1854 von der spanischen Königin erhielt und welchen er bei der Proklamation des bekannten Marien-Dogmas auf dem Haupte trug. Diese Tiara hat vier Reihen großer Brillanten und Perlen, sowie ein Kreuz von Brillanten und Saphiren. Dieser Hut, welcher über zwei Pfund wiegt, hat den Wert von einer halben Million Franks. — Ebenfalls dem Jahre 1854 entstammt ein kostbarer Becher. Die Geschichte dieses Kunstwerks ist seltsam. Der Sultan schenkte dem Papste aus Anlaß jener Dogma-Erklärung einen Sattel, besetzt mit den kostbarsten Steinen, ein Geschenk, für welches Pius IX. keine Verwendung hatte. Früher war es allerdings Sitte, daß der neuerwählte Papst mit glänzendem Gefolge vom Vatikan zum Lateran ritt, um von der Laterankirche (der Mutter aller Kirchen) feierlich Besitz zu nehmen; aber dieser Brauch hörte mit Klemens XIV. auf, der zum letztenmale jenen Weg reitend zurücklegte. Um nun aber doch die Gabe des Sultans zu verwerten, ließ Pius IX. die Steine von dem Sattel nehmen und eine kostbare Vase damit besetzen, die ihresgleichen nicht haben dürfte. — Hierzu kommen zahlreiche Mitren, Becher, Schalen, Kreuze aus alter und neuer Zeit, sowie andre kleine und große goldene und silberne Kunstwerke, deren Wert noch niemand geschätzt hat.

So wird also die Welt das Schauspiel erleben, daß im Vatikan eine Weltausstellung stattfindet. Das Vorspiel einer solchen war damals, als Pius IX. sein fünfundzwanzigjähriges Papstjubiläum feierte und zahlreiche Gaben von Fürsten erhielt. Unvergleichlich größer wird die Menge der Geschenke sein, wenn Leo XIII. Ende dieses Jahres sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feiert; aus allen Ständen, von Städten, Korporationen, Ländern, von Einzelnen und von Gemeinschaften werden die Spenden zuströmen. Aus Deutschland wird dem Papste eine Gabe von 20,000 Büchern zuteil werden. T

(Die Heilsarmee in Rom) In Rom befindet sich jetzt eine Abteilung der „Heilsarmee,“ die aber keineswegs dasjenige Aufsehen erregt, welches sie erwartete und hoffte. Nur wenige Zeitungen nehmen Notiz von jenem Besuch, und erfahren wir, daß es derselben in der Johannisnacht übel erging. Jene Nacht nämlich ist seit undenklichen Zeiten für ein Volksfest bestimmt, welches auf dem weiten Platz an der Laterankirche gefeiert wird und wesentlich keinen weitern Inhalt hat, als Trinken und Essen. Halb Rom strömt in jener Nacht dort zusammen. Nun wagte sich auch die Heilsarmee in die zechende Menschenmenge, mit der Absicht, sie zum Heimgehen zu bewegen. Daß dieser Plan nicht gelang, sei hier kurz erwähnt; im übrigen wollen wir auf gewisse Zeitungsberichte nicht weiter eingehen. In Rom hat die Heilsarmee kein Feld für ihre Thätigkeit, und noch schlimmer wird es ihr ergehen, sollte sie nach Neapel kommen. T

(Italienische Preßfreiheit) Dasjenige Land, in welchem die größte Preßfreiheit herrscht, ist sicherlich Italien. Einer Zeitschrift, welche sich Giordano Bruno betitelt, scheint gradezu Alles erlaubt. Sie schmäht, sie höhnt, sie verspottet auf allen Seiten Alles, was heilig ist, und nie ist uns zu Ohren gekommen, daß man gegen sie vorging. Nach deutschen Begriffen hätte sie einige hundertmal zur Verantwortung gezogen werden müssen. Dabei sprießen die Blätter und die Blättlein aus dem Boden, wie die Blümlein im Frühling, d. h. heute rot, morgen tot, und um das liebe Leben zu retten, oder zu fristen, machen sie möglichst viel Rumor. Wer am stärksten bläst, ist der beste. Dicht neben Pompeji liegt eine Stadt namens Scafati, hat gegen 20,000 Einwohner, gleichwohl kein Wirtshaus, keine Buchhandlung, statt dessen aber eine Zeitung, die zweimal in der Woche erscheint und den hübschen Namen „Mittagsglocke“ führt. Ein Teil ihres Raumes ist ausdrücklich für die Abonnenten bestimmt, d. h. für solche, welche das Dichten nicht lassen können und ihre Poesie gern gedruckt sehen möchten. Alle diese Dichter können also ihre Verse in jenem Blatte abdrucken lassen, d. h. wenn sie Abonnenten des letzteren sind. In der letzten Nummer stand ein Sonett auf Martin Luther zu lesen, welches so eingerichtet war, daß jede Zeile

successive mit einem der Buchstaben des Namens Martino Lutero anfing. Um dem Leser eine Vorstellung von der Ausdehnung süditalienischer Dichter- und Druckerfreiheit zu bieten, wollen wir einige Zeilen jenes Gedichtes übersetzen: „Räuberischer Wolf unter den Schafen Christi, du Epikuräer, unsauberer, verdorbener Mensch, du Ausbund der Hölle, jammervoller Erzketzer! Du abtrünniger Aufwiegler, du Ungetüm des Abgrundes, du Ebenbild des Cagliostro, trügerische Schlange, Urheber der Irrlehre." In diesem Ton geht's weiter. Der Verfasser nennt sich mit Namen und bezeichnet sich als Sacerdote (Priester). Wenn man dergleichen liest, könnte man auf den Gedanken kommen, daß die Geistlichkeit des Südens von fanatischer Wut beseelt sei. Dem ist nicht so. Der genannte Dichter hat sich eben einmal auf dem Pegasus in stattlicher Haltung produziren wollen, und der Pegasus ist mit ihm durchgegangen: das ist alles. Im übrigen hat es der Sacerdote nicht so bös gemeint. T

Verschiedenes

(Der geadelte Mord) Funckes so überschriebenes Schriftchen gegen Duell und Duellzwang ist wieder sehr zeitgemäß. In Greifswald wurde jüngst ein Student der Theologie von seinem Gegner erschossen.*) Solange beim Offizierkorps der Zweikampf Gesetz ist, kann man bei der Studentenschaft keine Aenderung erwarten. Funcke hat in seinem Schriftchen ganz richtig den Ort bezeichnet, von wo die Besserung kommen muß.

Sehr richtig bemerkt auch das D. Pr. Bl.: Das Duell und der Duellzwang in der Armee fordert fortgesetzt seine Opfer, und der traurige Zwiespalt bleibt bestehen, daß, was das Gesetz verbietet und bestraft, in einigen Ständen nicht bloß als erlaubt, sondern gradezu als Ehrensache angesehen wird. Gleichzeitig melden die Tagesblätter, daß Major a. D. Hinze vom Ehrengericht wegen seiner Weigerung, eine Beleidigung durch Duell zu rächen, seines Offizierranges verlustig erklärt und Baron von Ardenne, Rittmeister, zum Major befördert worden ist, derselbe, der im Duell den Amtsrichter Hartwig von Düsseldorf erschoß, zu sechs Monaten Festung verurteilt wurde, einen Teil dieser Zeit absaß und für den Rest Begnadigung erhielt. Man kennt, sagen die Zeitungen, den Ursprung dieses Duells, und nur die abscheulichste Blasphemie könnte in dem traurigen Ausgang desselben ein Gottesgericht oder auch nur ein Ehrengericht erblicken. Eine verständliche Andeutung. — Ludwig XIV. schaffte das Duell sehr schnell ab, indem er seinen Offizieren erklärte und es auch durchführte, jeden als einen Mörder zu bestrafen, der im Duell einen andern töten würde, und in England hat der verstorbene Prinz-Gemahl mit weniger drakonischen Mitteln dasselbe durchgesetzt. Es wurden im April 1844 einige neue Bestimmungen in die Kriegsartikel aufgenommen, welche besagten, daß es dem Charakter von Ehrenmännern entspreche, für verübtes Unrecht oder Beleidigungen sich zu entschuldigen und sich bereit zu erklären, das Unrecht nach Kräften gut zu machen, und daß es ebenmäßig die Pflicht von Ehrenmännern sei, als Sühne für die erfahrene Kränkung offen und herzlich die gegebene Erklärung und Entschuldigung anzunehmen. Dadurch wurde nicht der Offizier, der das Duell verweigert, sondern der Beleidiger, welcher sich nicht entschuldigt, als ehrlos gebrandmarkt; nicht die Unterlassung oder Ablehnung der Herausforderung, sondern die Annahme und Ausfechtung eines Duells ward Grund zur Entfernung aus dem Offizierstande. Seither ist der Zweikampf aus dem gesellschaftlichen Leben Englands vollständig beseitigt, er ist durch die gute Sitte und den gesunden Menschenverstand gerichtet. Wann kommen wir in Deutschland dahin?

(Schriften über den Jesuitenorden) Unsern Lesern wird noch die Verherrlichung des Jesuitenordens in Erinnerung sein, welche Schorers Familienblatt seinem Publikum geboten hat. Infolge der darum erfahrenen Angriffe haben sich Besitzer und Redakteure des Blattes als gut evangelische Christen vorgestellt. Man hat es also wohl mit einem Kukuksei zu thun, das während eines unbewachten Augenblicks in die Spalten der „interkonfessionellen" Wochenschrift gelegt wurde, und das wird ja hoffentlich nicht wieder vorkommen. Aber daß der Artikel „etwa in der objektiven Darstellungsweise der Rankeschen historischen Schule" gehalten sei, sollte die Redaktion doch nicht glaubhaft zu machen versuchen, sie müßte denn ein besondres Gewicht auf das „etwa" legen. Denn in dieser Darstellungsweise hat Meister Ranke selbst ein für allemal über Ignaz von Loyola und seine Stiftung berichtet: „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten," zweites Buch ff.; dadurch ist die Probe der Vergleichung jedermann gar zu bequem gemacht.

Wirklich in Rankeschem Geiste hat neuerdings Professor Gothein in Karlsruhe eine Biographie Loyolas geschrieben: „Ignatius von Loyola," erschienen unter den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte (Nr. 11, Halle, 1885; 181 S.; Mk. 1,20). Neben Rankes Skizze stellt er ein fein und sorgfältig ausgeführtes Gemälde, und indem er die ganze Gerechtigkeit übt, welche nur einem protestantischen Historiker möglich ist, macht er uns den Helden in seinem Werke und aus ihm seine in Wahrheit großartige Institution verständlich.

Aber es gilt auch mit Nachdruck auf die Gefährlichkeit des Ordens aufmerksam zu machen und die Sünden ans Licht zu ziehen, die der Orden auf dem Gewissen hat und die von seinem Wesen untrennbar sind. Diesen Dienst leisten uns eine Reihe kleinerer Schriftchen. Pastor Gräber zu Meiderich hat uns zwei Büchlein geschenkt: „Der Jesuitenorden" (Barmen, 1886; 59 S.; Mk. 0,50) und „Die geheimen Vorschriften (Monita secreta) und 31 Instruktionen von und für Jesuiten nebst Vorwort und Nachwort. Aufs neue dem deutschen Volke zur Warnung mitgeteilt" (ebenda, 1887; 108 S.; Mk. 0,80). Ueber die von den Jesuiten natürlich geleugnete Echtheit jener „geheimen" Vorschriften spricht sich der Verfasser ebenso besonnen als überzeugend aus. Und wenn wir mit dieser historischen Frage nicht ins Reine kämen, so bliebe jene alte Schrift ein Spiegel des Jesuitismus, der nur die sonst verstreuten echten Züge desselben in eins zusammenfaßt. Eine willkommene Ergänzung dazu wird man finden in dem anziehenden Vortrage des Bremer Pastors Burggraf: „Die Moral der Jesuiten" (Wittenberg, 1887; 32 S.; Mk. 0,50), vor allem aber bei einem alten bewährten Jesuitenkenner, dem trefflichen Pascal. Zur rechten Zeit hat Pastor Dreydorff in Leipzig die wichtigsten der berühmten 1656 erschienenen Lettres provinciales in fließendem Deutsch dargeboten: „Die Moral der Jesuiten, dargestellt von einem frommen Katholiken" (Leipzig, 1887; 148 S.; Mk. 1). Es fehlt also nicht an Gelegenheit, sich zu unterrichten, weshalb Kundige gar so ernsthaft und unermüdlich vor der drohenden, ja schon begonnenen Jesuiteninvasion warnen. R

(Belgien) Die Evangelische Gesellschaft in Belgien feiert in diesem Jahre ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Die Wirksamkeit derselben ist eine erfolgreiche gewesen; um jedoch die Sache des evangelischen Bekenntnisses weiter zu fördern, als bisher geschehen, fehlt es an Mitteln, und die Gesellschaft steht vor einem Defizit. Um das Jubiläum zu einem wirklichen Freudenfeste zu gestalten, hat der Ausschuß derselben soeben einen Aufruf an alle Evangelischen erlassen, worin um Uebersendung von Beiträgen gebeten wird, das Werk fortzusetzen und zu vergrößern. Vor Bestehen der Gesellschaft gab es in Belgien nur sieben protestantische Kirchen; vier derselben hatten als Mitglieder ausschließlich Fremde, die der drei andern waren Belgier, aber Protestanten von Geburt. Jetzt zählt das Werk 27 Kirchen und Stationen mit 56 Filialen und zusammen 6769 Mitgliedern, 57 Sonntagsschulen mit 2350 Kindern, 17 Pastoren, 5 Katechisten, 14 Bibelvorleser und Kolporteure; 4 Stationen sind unter der vlämischen Bevölkerung des Landes. Die Gesellschaft besitzt ferner in Brüssel die einzige evangelische französische Buchhandlung des Landes und ein Waisenhaus. Das Werk könnte viel ausgedehnter sein. Mehrere Filialen müßten einen Pfarrer haben und würden dann als besondere Gemeinden sich bald ausdehnen. Neue Stationen könnten an Orten, wo das Evangelium verlangt wird, gegründet werden. Da aber die Ausgaben häufig die Einnahmen überschreiten, kann leider nichts neues unternommen werden, sondern man muß sich darauf beschränken, zu halten, was besteht. Diesem Uebelstande kann nur abgeholfen werden, wenn vom Auslande das Werk in kräftiger Weise unterstützt wird.

Wie es in Belgien aussieht, ist ja aus den Tagesblättern zur Genüge bekannt. Man braucht etwa nur an folgenden Artikel der Köln. Ztg. vom 9. Juni 1886 zu erinnern:

„Brüssel, 8. Juni: Was kümmert es den belgischen Landmann, daß die Regierung, welche versprochen hatte, die Schulen nicht zu stören, allein 833 Elementarschulen, von den Kindergärten und Erwachsenenschulen abgesehen, abgeschafft, über 1000 Lehrer um ihre Stellungen gebracht und an ihre Stelle, in die anerkannten Freischulen, meistens Schulbrüder und Nonnen eingesetzt hat, die eine Prüfung zu bestehen außer Stande sind.... Bald wird die Kirchhofspolizei gesetzlich an die Geistlichen übergehen, damit diese den sterblichen Resten der Andersgläubigen allen möglichen Schimpf anthun können! Die Heißsporne werden ihre Zerstörungswut auch an den höheren Lehranstalten auslassen.... Die Klöster, denen seit zwei Jahren, unter dem Vorwande der Entgeltung der Leistungen für Schulen, bedeutende Summen zufließen, dürfen sich frei und ungehindert durch Erbschleicherei bereichern; es wird noch rechtzeitig ein Gesetz erlassen werden, um zu verhindern, daß die Gerichte den geprellten Hinterbliebenen Recht widerfahren lassen, wo die Kirche angeklagt wird. Damit werden die Machthaber wohl Eile haben, denn schon zeigt sich im Gesichtskreise ein Prozeß um $2\frac{1}{2}$ Millionen...."

In Nr. 45 der Sammlung „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" hat Pfarrer Dr. Dechent zu Frankfurt a. M. in gemeinverständlicher Sprache „Das heutige Evangelisationswerk in Belgien" des weiteren ansprechend geschildert, nachdem er bereits in Heft 20 „Die Anfänge der Reformation in den Niederlanden," in Heft 43 „Die Evangelischen der Niederlande unter Philipp II." behandelt. Umfassend aber sind jene Anfänge von Dr. J. G. de Hoop-Scheffer, Professor zu Amsterdam, dargestellt in seiner „Geschichte der Reformation in den Niederlanden von ihrem Beginn bis zum Jahre 1531," deutsch von Dr. P. Gerlach (S. Hirzel, 1886). Im Vorworte erzählt Prof. D. Nippold, daß er selbst früher Einsicht in die Criminele Sententien des obersten Gerichtshofs (Hof von Holland) im Haager Reichsarchiv genommen: „Niedergeschrieben, bevor alle diese Märtyrer zum qualvollen Tode geführt wurden, bargen jene (so lange vergessenen!!) Akten noch den Sand auf der Tinte, der vor dem Umschlagen auf die Blätter gestreut war." H

*) Die Rede, welche Professor D. Cremer am Sarge des Gefallenen über Psalm 51, 3 und 16 gehalten, ist im Druck erschienen (Greifswald, bei Julius Abel).

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig